

Der Schalttag.

Der Spitzer von Seitenberg war ein braver Ehemann. Er fürchtete Gott und seine Ehehälfte, er machte wenig Lärm in Haus und Hof, er ließ jedermann seine Ansichten, namentlich seiner lieben Annemarie, er trank fleißig Wasser, und nach dem Besäuen am Abend war ihm außer dem Hause niemals wohl. Nur höchst selten zeigte sein Kalender einen Schalttag, wo die regelmäßige Ordnung ausgeschaltet wurde, und wo er dem Nachtwächter in die Augen schaute. Da aber seine Annemarie die langen und die kurzen Nächte aufgeschrieben hatte, wurden unter deren kräftigen Beihilfe so gründliche Kalender-Korrekturen vorgenommen, daß nach und nach die Schalttage vollständig außer Brauch kamen. An den letzten Schalttag im Spitzerischen Kalender knüpfte sich aber ein Ereignis, das der Nachwelt überliefert zu werden verdient.

Der Spitzer war auf dem Lorenzmarkt in Seitenstätt gewesen und hatte ein nettes Geschäft gemacht. Er hatte auch seiner unergieblichen Ehehälfte gedacht und der Annemarie ein großes blaues Halstuch gekauft, das in der Mitte das Bild der Stadt Paris und an den vier Ecken bunte Blumen eingewoben trug. Dieses Ehrengeheimnis an seine Gattin wiegte den ahnungslosen Ehemann in eine Ruhe und Sicherheit, die ihm verhängnisvoll werden sollte. Schon in Seitenstätt hatte er seinen Durst mit ganz anderen Flüssigkeiten als Wasser gestillt und war spät fortgekommen. Beim Prügelswirt, außerhalb des Dorfes Seitenberg, hatte ihn die Nacht überrascht, und er mußte dort warten, bis der Mond aufging und ihm zum Heimgang leuchtete. Als endlich hinter den Bergen die Mondscheibe heraufstieg, erklärte der Spitzer, er habe den Mond nicht bestellt und in bezug aufs Heimgehen lasse er sich von niemandem drängen. — Er zähle seine Sache und damit Punktum!

Der Mond stand bereits mitten am Himmel, als der Wirt den Spitzer zur Tür hinausbegleitete. Der Spitzer behauptete steif und fest, der Wirt habe einen Rausch, weil er, der Spitzer, alles doppelt sehe. — Auf dem Heimwege räsonnierte der Spitzer in einem fort über den Gewittermond, weil er so schlecht leuchtete, daß man allseits über den Weg hinauskomme und sich am Ende gar noch den Hals breche. — Er gelangte nach einigen Umrundungen zur Ruhewiese, einem großen Weidenplatz außerhalb des Dorfes. Da kam plötzlich ein Windstoß, riß ihm den Hut vom Kopfe und trug ihn lustig über die Straße fort.

„So, so, so,“ schrie der Spitzer, „wart' ein bißl, Kamerad, wir haben miteinander geachtet, wir gehen auch miteinander heim!“

Der Hut wollte nicht verstehen und kugelte nur so rasch auf der Straße voraus.

„Geh' halt,“ rief der Spitzer dem flüchtigen Hut, „wenn du gar so eil' hast... grüß' mir daheim meine Alte und sag', sie möchte mir eine Suppe warmstellen.“

Nachgerade wurde ihm aber die Flucht seiner Bedachung etwas unangenehm. — Da machte er plötzlich die ganz überraschende, aber auch erfreuliche Beobachtung, daß links und rechts neben der Straße eine große Menge schwarzer Mützen herumlag.

„Schau, Schau,“ sagte er, „wer hat etwa die Kappen verloren?“

Er ging hinaus auf die Wiese und pflückte einige duftend Kappen in nächster Umgebung. — Es hatte aber Tags zuvor eine Rinderherde auf der Ruhewiese geweidet und die Rinder hatten unterschiedliche runde und schwarze unaussprechliche Dinge zurückgelassen, welche dem Spitzer bei der trüben Mondbeleuchtung als Kappen erschienen.

Dem Spitzer kam der Hund sehr zu statten, er konnte jetzt sein weißes Haupt in eine Mütze stecken — aber das Aufheben der Kappen hatte seine Schwierigkeiten. Die erste konnte er trotz aller Anstrengungen nicht auf den Kopf bringen, bei der zweiten gelang es endlich. Die Kappe paßte ihm vortrefflich — wie angepöf. — Was sollte er aber mit den vielen andern schönen, neuen Kappen machen, die noch her-

umlagen? — Natürlich, alle mitnehmen! — Aber da fiel ihm das strenge Gebot ein, jedem das Seine zu lassen, zu geben, zu leihen usw. Auch erinnerte er sich an so manches diesbezügliche Sprüchlein, so er in der Schule gelernt, z. B.: „Neb' immer Treu' und Redlichkeit bis an dein kühles Grab.“

Und weiche keinen Finger breit von g'raden Wegen ab.“ — und wieder: „Unrecht Gut tut nicht gut“ und „Der Fehler ist nicht besser als der Stehler.“ — Die Kappen gehörten nicht ihm, es hatte sie jedenfalls ein Hausierer verloren, der sie morgen holen würde. — Also liegen lassen. — Allein, wenn in der Nacht ein Wetter käme? — Dem klaren Himmel und gar dem salbigen Mond war nicht zu trauen... wenn ein Wetter käme, müßten die Kappen naß werden und zugrunde gehen... Also doch mitnehmen!

Nach einigem Überlegen entschloß sich der Spitzer, die Kappen nach Hause zu tragen und sie morgen dem Hausierer um einen guten Funderlohn zu übergeben. — Er hatte eine Reisetasche bei sich, die nichts enthielt als ein Stück Brot und das leibene Halstuch für seine Annemarie. — Der Spitzer öffnete seine Reisetasche und nahm zwei Kappen in dieselbe, als nur hinein gingen. Dann schnallte er die Tasche wieder zu und stapelte heimwärts.

Als er endlich seine Behausung erreicht hatte, und in die Schlafkammer getreten war, da brach das geäußerte Wetter wirklich los, aber nicht von der Seite, als er gemeint hatte.

„Du Lump, du ausgekaufter, du ehrvergeßener, du nichtsnutiger,“ so prasselte und wetterte es von der Ecke her, „wie ich dich geachtet hab“, muß ich drei Stadelöre vor den Augen gehabt haben.“

„Geh, Weib, sei stad, sei fein“, unterbrach der Mann den Sturm... „Ich habe dir ein schönes leibenes Halstuch mitgebracht mit schönen leibenen Blumen und die ganze Stadt Paris ist auch dabei.“

„Die Stadt Paris hast wohl unter der Nase oder in deinem Schädel... Unsere ganze Freundschaft bringt du in Schande, der ganzen Gemeinde und der ganzen Christenheit gibst du Aergernis; deine eigenen Kinderlust verführen.“

„Für die Kinder habe ich Kappen mitgebracht, schöne, neue Kappen“, fuhr der Mann dazwischen.

„Kappen brauchst du wohl für deine Affen, die du scharenweise heimtreibst.“

Der Mann erkannte, daß heute für ihn in der Kammer kein günstiges Klima herrschte; er dachte: „Der Geiseltäre gibt nach!“ und polterte hinunter in die Wohnstube, wo er auf der Ofenbank sein Nachtlager aufschlug.

Frau Annemarie konnte aber ihre weibliche Reugierde nicht bezwingen; — das leibene Halstuch und die Stadt Paris ging ihr zu viel im Kopfe herum. — Sie stand auf und machte Licht. Sie mußte doch sehen, was der Mann gebracht hatte. Sie ergriff die Reisetasche, welche auf dem Tische lag und die öffnete dieselbe. Es strömte ihr ein Dunst entgegen, der keineswegs an Moichus und Molienol erinnerte. Sie griff hinein — da tat sie einen Schrei — es lief ihr eiskalt über den Rücken; — sie unterließ näher und fiel in Ohnmacht. — Als sie wieder zu sich gekommen, weinte sie vor Zorn und Aerger. Eine so unergründliche Bosheit hatte sie ihrem Manne nicht zugezogen. Beim ersten Morgengrauen lief sie aus dem Hause und ließ sich den Tag nicht mehr sehen. — Der Spitzer wurde in der Früh von den lachenden Diensthöfen geweckt — er hatte die Kappe noch auf dem Haupte.

Spät am Abend fand der Spitzer endlich nach langem Suchen seine getränkte Ehehälfte. Nach vielen heiligen und heißen Beteuerungen ließ sich dieselbe herbei, noch einmal auf Probe ins Haus zurückzuführen. — Die Kappengeschichte kam durch die Diensthöfen unter die Leute. Man fragt den Spitzer überall, wo er sich zeigt: „Wieviel kostet eine warme Kappe?“

Dies trübte den Spitzer so, daß er Haus und Hof verlassen und die Gegend verlaufen wollte. Es kam nicht dazu, weil die Annemarie an dem Sinnes war. — Der Lorenztag blieb aber der letzte Schalttag des Spitzer.

Die gefundenen Mauler.

Wenn es im allgemeinen als vortheilhaft bezeichnet werden kann, einen Regensturm oder einen Felmantel auf der Straße zu finden, so kann die Frage, ob es vorteilhaft ist, eine Herde Mauler zu finden, nicht ohne weiteres beantwortet, sondern sozusagen nur auf experimentellem Wege und von Fall zu Fall gelöst werden. Ein Bürger der französischen Republik — Herrn M. nennt ihn die Zeitung „Deuvre“, der diese Geschichte entnommen ist — machte das Experiment. Herr M. befaßte sich mit der Beförderung von militärischem Deu im Gebiet des verschanzten Lagers von Paris, als ihm eines Tages, es war in den ersten Monaten des Krieges, auf einer seiner Fahrten eine Herde von Mauler begegnete, die man, da weit und breit kein menschliches Wesen zu sehen war, für wild umherstreifende Vertreter ihrer Gattung halten konnte, wenn sie nicht ordnungsgemäß aufgezäumt und außerdem mit französischen Maschinengewehren besetzt gewesen wären. Ein anderer hätte gemeint, was da zu tun sei. Herr M. aber befragte nur sein patriotisches Herz, das ihm befohl, sich den herrenlosen Tiere anzunehmen und sie unverzüglich nach Paris zu bringen.

Raum dort angelangt, begab er sich ins Kriegsministerium, um seinen Fund abzuliefern. Der erprobte Beamte aber, dem er sein Angelegenheit vortrug, machte ein finstres Gesicht und sprach: „Mein Herr, Ihr Fall ist einer der bedenklichsten, die mir in meiner Laufbahn begegnet sind. Sie haben sich den schlimmsten Unannehmlichkeiten ausgesetzt, indem Sie sich staatliche Mauler angeeignet haben. Im übrigen hat das Kriegsministerium mit der Angelegenheit nichts zu tun.“

Herr M., der für seine edle Sondereinstellung mindestens die adamen Palmen verdient zu haben glaubte, fiel aus allen Wolken. Er legte die heftigste Verwahrung dagegen ein, daß er sich überhaupt irgend etwas angeeignet habe, da er ja nur zu dem ausdrücklichen Zwecke hier sei, seinen Fund dem Vaterlande zurückzugeben. Doch der unbefleckte Beamte wollte von nichts wissen. „Alles, was Sie tun können“, sagte er, „um Ihren Fall etwas milder zu gestalten, ist die schnelle Ablieferung an das Regiment, dem die Tiere gehören.“

„Gut“, sagte Herr M., „aber was ist das für ein Regiment?“ — „Wo denken Sie hin!“ erwiderte der treffliche Beamte, „ich würde allen Vorschriften zuwiderhandeln, wenn ich Ihnen das verraten würde!“ Herr M. war fassungslos, und im Laufe der Ausrufungen, mit denen er sein Schicksal vernünftige, eröhlte er auch die Möglichkeit, was den treuen Beamten zu der Bemerkung veranlaßte, daß vielleicht die Direktion der Artillerie sich herbeilassen würde, diese Kriegswerkzeuge in Gewehrform zu nehmen. Sogleich eilte Herr M. nach der Direktion der Artillerie, wo man in der Tat bereit war, die Maschinengewehre entgegenzunehmen. Was aber die Mauler betrafte, so habe diese Amtsstelle, so wurde Herr M. belehrt, mit der Unterbringung, Wartung und Ernährung solcher Lebewesen nichts zu tun.

Was tat Herr M.? Das einzige, was einem seiner Unschuld bewußten Bürger in so verzweifelter Lage zu tun übrig blieb. Er ging mit seiner Herde ruhig nach Hause und begann, sich der nützlichen Tiere nachgemäße zu bedienen. Und da er für ein Mauler allein keine hinreichende Verwendung hatte, so ließ er sie an Freunde und Nachbarn, was ihm bei dem großen Mangel an Zugtieren, den der Krieg mit sich bringt, einen hübschen Verdienst einbrachte, der nur durch die hohen Futterpreise ein wenig beeinträchtigt wurde. Unter seinen guten Bekannten aber befand sich von ungefähr ein Bürger, der seinerseits einen Freund besaß, der mit einem Beamten der militärischen Intendantur vertrautlichen Umgang pflegte. Und so geschah es, daß Herr M. sich bald mit dem Vorzug ausgestattet sah, das Futter für seine Tiere sonst brauchen, aus den staatlichen Magazinen unentgeltlich be-

ziehen zu dürfen. So ward die Tugend belohnt, indem es Herrn M. bis auf den heutigen Tag — denn hier endigt die Geschichte — vergütet war, aus dem Beutel des Vaterlandes die Ausgaben für seine Mauler zu bestreiten, deren Einnahmen in seinen eigenen Beutel fließen.

Die Liebespantoffeln.

Ein Patrouillenführer des vierten Tiroler Kaiserjäger-Regiments erzählte in einem an seine Schwester gerichteten Feldpostbrief folgende heitere Geschichte: Mein Nebenmann war der Jäger Pfahle, dem seine Minna ein paar gestichte Strampantoffeln mitgegeben hatte. Darauf standen (rot in grün) die Worte gestickt: „Aus Liebe“. Auf dem linken Hand das Wort „Aus“, auf dem rechten das Wort „Liebe“. Pfahle trug die Liebespantoffeln so oft und so treu, als er dazu Gelegenheit fand. Aber eines Tages karte ein indiscretter Brief aus der Heimat meinen Kameraden darüber auf, daß seine Minna ihm zu Hause nicht so treu geblieben war, wie er ihr im Felde. Als er mir abends den Brief vorlas, da sagte ich zu ihm: „Na, Pfahle, nun wirst du die gestichten Pantoffeln wohl nicht mehr tragen?“ — „Warum denn nicht“, erwiderte Pfahle kühl, „ich trage halt jetzt den rechten Pantoffel am linken und den linken Pantoffel am rechten Fuß. Dann heißt die Senderei: „Liebe aus“ und dann paßt's ja.“

Dyker-Plant.

Immer weitere Verbreitung gewinnt die Schwarzwurzel (Scoroparia hispanica) im Gemüsegarten. Sie hat in ihrem Geschmack eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Spargel. In Europa wird sie besonders in Holland und Belgien viel angebaut, da sie sich unter dem Einflusse des Küstlklimas besonders gut entwickelt. Der Ertrag, den sie liefert, ist recht bedeutend und ihr Anbau daher lohnend.

Zur Kultur der ausdauernden Pflanze eignet sich in erster Linie ein in aller Kraft stehender Boden, der eine sonnige Lage hat und nicht allzu locker ist. Das Beet zum Anbau soll schon im Herbst oder im Winter tief durchgegraben werden und bleibt in rauher Scholle bis zum Frühjahr liegen. Die Aussaat erfolgt in 6 Zoll von einander entfernten Reihen. Was von den Sämlingen zu dicht aufgeht, wird in etwa 4 Zoll Abstand verpogen. Wird das Beet dann von Unkraut reingehalten, in der Trockenheit mit Wasser versorgt, so entwickelt sich die Schwarzwurzel gut.

Die Kultur kann sowohl eine zweijährig betriebene werden. Nur bei sehr nachhaltigem Boden werden die Wurzeln schon im ersten Jahre nach der Aussaat genügend stark, daß sich ihr Küchenverbrauch lohnt. Bei der Ernte sollen die Wurzeln nicht verletzt werden, damit der in ihnen enthaltene Nahrung nicht austritt. Es ist auch möglich, die Wurzeln im August auf abgeerntete Beete, die stark begünstigt waren, vorzunehmen. Die Ernte erfolgt dann im Herbst des nächsten Jahres.

Agenten

für den St. Peters Bote.

Reisender Agent:

Anton Hahl.

Total-Agenten:

- P. Benedikt, Humboldt.
- P. Lorenz, Fulda u. Willmont.
- P. Matthias, Leofeld.
- P. Casimir, Pilger u. Dead Moose Lake.
- P. Rudolph, Hoodoo u. St. Benedikt.
- P. Christophorus, Bruno und Dana.
- P. Bernard, Watson, Spalding, St. Oswald und Carmel.
- P. Joseph, St. Gregor, Engelfeld Beauchamp.
- Philipp Hoffmann, Annaheim.
- Jos. Berges, Waterloo, Ont.
- B. Beingsner, Formosa, Ontario.
- Ges. Lobfinger, Waskerton, Ont.
- Em. Schnell, Marienthal, Sask.

Gebetbücher.

Die Office des St. Peters Botes erhält fürzlich eine reiche Sendung von deutschen Gebetbüchern, so daß sie jetzt

den größten Vorrat in ganz Canada

hat. Sie ist daher in Stand gesetzt jedermann zu befriedigen mit einem schönen Auswahl von deutschen Gebetbüchern für Alt und Jung, für Groß und Klein, in Schönschrift und Metall zu sehr maßigen Preisen. Die unten angegebenen Preise sind retail, und werden die Gebetbücher gegen Entsendung des Betrages in bar, frei der Post versandt.

Wiederverkäufer erhalten bedeutenden Rabatt.

Preisliste

Des Kindes Gebet. Gebetbuch für die Schulkinder. 220 Seiten.

Becker, Einband mit Goldprägung. 15c

Alles für Jesus. Gebetbuch für alle Stände. 320 Seiten.

No. 13: Imitation Leder. Goldprägung. [Feingoldschnitt. 45c

No. 44: Starles, bieglames Kalbleder. Goldprägung. 90c

No. 18: Feines Leder. Mattiert. Gold- und Farbenprägung. 1.50

No. 88: Celluloid-Einband. Goldprägung und Schloß. 1.25

No. 113: Goldschnitt. 70c

Führer zu Gott. Gebetbuch für alle Stände. 361 Seiten.

No. 355: Feiner mattierter Lederband. Gold- und Blindprägung. 1.00

No. 27: Feinster mattierter Lederband. Gold- und Blindprägung. 1.30

Der geheiligte Tag. Gebetbuch für alle Stände. 320 Seiten.

No. 5: Gepreßter Leinwandband mit Rotschnitt. 30c

No. 121: Starter Lederband. Mattiert. Blind- und Goldprägung. 1.00

No. 655: Feinster mattierter Lederband. Gold- und Farbenprägung. 2.00

No. 755: Feinster mattierter Lederband. Gold- und Farbenprägung. 2.00

Simmelsblüten. Gebetbuch für alle Stände. 288 Seiten.

No. 114: Starter, mattierter Lederband. Gold- und Blindprägung. 1.00

No. 139: Lederband mit reicher Blind- und Goldprägung. 1.00

No. 99: Secondleder Band. Mattiert. Perlmutter-Kreuzstich auf der Innenseite. Feingoldschnitt. 1.60

No. 293: Extra feiner Lederband mit reicher Färbung. Kreuzstich auf der Innenseite. Feingoldschnitt. 2.00

Simmelsblüten. Westentaschenausgabe für Männer und Junglinge. Auf feinem Papier. 224 Seiten.

No. 2: Leinwandband. Gold- und Blindprägung. 30c

No. 1148: Lederband. Mattiert. Reiche Blindprägung. 90c

No. 1112: Feines Leder. Mattiert. Gold- und Silberprägung. 1.20

Mein Kommuniongeheim. Wegweiser und Gebetbuch für die heranwachsende Jugend. 480 Seiten. Farbentitel und farbiges Titelbild. Feinstes Papier mit rotgeändertem Text.

No. 1: Solider Lederband. Goldprägung. 55c

Wade Mecum. Westentaschengebetbuch für Männer und Junglinge, feines Papier, 246 Seiten.

No. 2F: Leinwand. Goldprägung. Runder Feingoldschnitt. 30c

No. 289: Feinstes Leder. Reiche Gold- und Blindprägung. 1.10

Der betende Christ. Ein kath. Gebet- und Erbauungsbuch für Kirche und Haus. Gepr. und 384 Seiten.

No. 472: Lederband mit gepreßter Leder. Goldschnitt. 1.00

Zu Gott, mein Kind. Beteuerungen und Gebete für Junglinge und Gräuelanten. 432 Seiten.

No. 5: Leinwandband mit Rotschnitt. 60c

No. 3078: Lederband mit Goldprägung und Goldschnitt. 1.20

No. 5065: Celluloidband mit Goldverzierung u. Goldschnitt. 1.40

No. 5044: Celluloidband m. farb. Bild auf d. Deckel, Goldschn. 1.40

Zukunft und Dein Reich. Gebetbuch für kath. Christen. Mit ganz großem Trud. 602 Seiten.

No. 17: Bieglamer Lederband mit Goldschnitt. 1.50

Erbarne Dich unier. Gebetbuch für kath. Christen. Mittelgroßer Trud. 422 Seiten.

No. 35: Feinster Leinwandband mit Blindprägung u. Goldschn. 70c

Alle unsere Gebetbücher enthalten mehrere Morgenbachten, Abendbachten mit ausführlichem Reichsprügel, Kommunionabacht und überhaupt alle gebräuchlichen Abachten.

Man richte alle Bestellungen an

St. Peters Bote,
Münster, - - Saskatchewan.